

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 7

Artikel: Frau Sorge [Fortsetzung folgt]
Autor: Sudermann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664968>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frau Sorge.

Roman von Hermann Sudermann.

11. Kapitel.

Es war Johannisnacht. Der Holunder duftete. — In silbernen Schleiern hing der Mondenglanz über der Erde.

Im Dorfe gab's großen Jubel. — Leertonnen wurden angezündet, und auf dem Ager tanzten Knechte und Mägde. Weithin lohnten die Flammen über die Heide, und die quäkenden Töne der Fiedel zogen melancholisch durch die Nacht.

Paul stand am Gartenzaun und schaute in die Weite. Die Knechte waren zum Johannisfeuer gegangen, und auch die Schwestern waren noch nicht daheim. Sie hatten sich Erlaubnis ausgebeten, Pfarrers Hedwig, ihre Gespielin, zu besuchen, ein schlichtes, stilles Mädchen, dessen Gesellschaft er sie gern anvertraute.

Nun wollte er warten, bis alle heimgekehrt waren.

Der Mondschein zog ihn auf die Heide hinaus. — In mitternächtlichem Schweigen lag sie da; nur in den Erikabüschen zirpte bisweilen eine Grasmücke wie aus dem Schlafe heraus. — Die Kuckucksnellen neigten ihre rötlichen Häupter — und die Königskerze leuchtete, als wollte sie dem Mondlicht den Rang ablaufen.

Langsam, mit schlürfenden Schritten schritt er weiter, bisweilen über einen Maulwurfs- hügel stolpernd, oder sich im Blättergewinde verwickelnd. In leuchtenden Fünfchen sprühte der Tau vor ihm her. — So kam er in das Gebiet der Wacholderbüsche, die noch gnomenhafter dreinschauten als sonst.

Gleich einer schwarzen Mauer ragte der Wald vor ihm empor, und der Mondenglanz ruhte darauf wie frisch gefallener Schnee. Er fand den Platz, an dem vor Jahren die Hängematte gehangen hatte, — in gespenstischem Dämmer- schein schimmerte die Lichtung durch das schwarze Gezweig. — Weiter und weiter zog's ihn. — Wie ein Palast aus flimmerndem Marmor stieg das „weiße Haus“ mit seinem Erker und seinen Giebeln vor seinem Blick empor. — Tiefes Schweigen lag auf dem Gutshof, nur hin und wieder schlug ein Hund an, um sofort zu verstummen.

Er stand vor dem Gittertor, ohne zu wissen, wie er hingekommen war. — Er faßte die Stäbe mit beiden Händen und guckte ins Innere. In Mondlicht gebadet lag der weite Hofplatz vor

ihm da — in schwarzen Konturen hoben sich die Wirtschaftswagen ab, die in Reih und Glied vor den Ställen standen — eine weiße Kaze schlich am Gartenzaun vorbei — sonst lag alles im Schlafe.

Längs dem Baune ging er weiter. In dem Aschenhaufen hinter der Schmiede lag ein Häuflein glimmender Kohlen, die wie brennende Augen aus dem Dunkel starrten. Jetzt begann der Garten. Hochstämmige Linden neigten ihre Zweige über ihn, und ein Duft von Goldregen und frühen Rosen wogte durch die Gitterstäbe betäubend über ihn her. Durch das Gezweig hindurch erglänzten wie silberne Bänder die fiesbestreuten Pfade, und die Sonnenuhr, die der Traum seiner Kindheit gewesen war, ragte düster dahinter empor.

Das „weiße Haus“ kam näher und näher. Jetzt konnte er fast in die Fenster gucken. Auch hier schien alles zu schlafen.

Er hatte hie und da — auch in dem „Nieder- buche“ — davon gelesen, daß der Geliebte in Mondscheinächten seiner Herzensdame eine Serenade zu bringen pflegt — mit Gitarren- und Mandolinbegleitung, wenn's irgend angeht. So war's in den schönen Ritterzeiten gewesen, und in Spanien oder in Italien vielleicht noch heute. Das fiel ihm ein, und er malte sich aus, wie es sich wohl machen würde, wenn er, Paul, der Dumme, hier als irrender Ritter die Laute zu schlagen begänne, sehnsuchtsvolle Liebeslieder dazu krähend.

Er mußte laut auflachen bei dem Gedanken, und dann kam ihm zu Sinn, daß er ja sein Musikinstrument zu allen Zeiten bei sich trüge. Er setzte sich auf den Grabenrand, lehnte den Rücken gegen einen Zaunpfahl und fing zu pfeifen an — erst scheu und leise, dann immer kühner und lauter, und wie immer, wenn er seinen Empfindungen ganz überlassen war, vergaß er zu guter Letzt alles um sich her.

Wie aus tiefen Träumen wachte er auf, als er jenseits des Baunes die Zweige rauschen und knacken hörte. — Erschrocken wandte er sich um.

Drüben stand Elisabeth in weißem Nachtan- zuge — einen dunklen Regenmantel flüchtig darüber geworfen.

Im ersten Augenblick war ihm zumute, als müsse er auf und davon laufen, aber die Glieder waren ihm wie gelähmt.

„Elsbeth — was machst du hier?“ stammelte er.

„Ja, was machst du hier?“ fragte sie lächelnd zurück.

„Ich — ich — pfiß ein bißchen.“

„Und dazu bist du hierher gekommen?“

„Warum soll ich nicht?“

„Da hast du recht — ich werd's dir nicht verbieten.“

Sie hatte die Stirn gegen die Gitterstäbe gepreßt und schaute ihn an. Beide schwiegen.

„Willst du nicht näher treten?“ fragte sie dann — wahrscheinlich im unklaren über das, was sie sagte.

„Soll ich über den Zaun klettern?“ fragte er ganz unschuldig zurück.

Sie lächelte. „Nein“, sagte sie dann kopfschüttelnd, „man könnte uns vom Fenster aus sehen, und das wäre nicht gut. — Aber sprechen muß ich dich — warte — ich komm' zu dir hinaus und begleite dich ein Stück.“

Sie schob eine lockere Stakete zur Seite und schlüpfte ins Freie, dann reichte sie ihm die Hand und sagte: „Es ist recht von dir, daß du gekommen bist. Es hat mich oft verlangt, mit dir zu reden, aber dann warst du niemals da.“ Und sie seufzte tief auf, als übermannte sie die Erinnerung an schwere Stunden.

Er zitterte am ganzen Leibe. Der Anblick der jungfräulichen Gestalt, die in ihrem Nachtgewande so keusch und unbefangen vor ihm stand, raubte ihm fast den Atem. In seinen Schläfen hämmerte es — seine Blicke suchten den Boden.

„Warum sprichst du nichts zu mir?“ fragte Elsbeth.

Ein irres Lächeln flog über sein Gesicht.

„Sei nicht böse,“ preßte er hervor.

„Warum sollt' ich böse sein?“ fragte sie, „ich freue mich ja, daß ich dich einmal ganz für mich hab'. Aber seltsam ist's — ganz wie in einem Märchen. Ich steh' am Fenster und guck' in den Mond — Mama ist eben eingeschlafen, und ich denk' bei mir, ob ich's wohl wagen soll, auch zu Bette zu gehen — aber mein Kopf ist mir so unruhig, und meine Stirn brennt — so friedlos ist mir zumute. Da mit einem Male hör' ich vom Garten her jemanden pfeifen, so schön, so klagend, wie ich's nur ein einzig Mal in meinem Leben vernommen hab', und das ist lange her. Das kann nur Paul sein, sag' ich mir, und je länger ich höre, desto

klarer wird's mir. Aber wie kommt der hierher?“ frag' ich mich, und da ich mir durchaus Gewißheit verschaffen will, nehm' ich meinen Mantel um und schleich' mich hinunter — so — da bin ich nun — und jetzt komm — wir wollen zum Walde gehen — dort kann uns keiner sehen.“

Sie legte ihren Arm in den seinen. Schweigend schritten sie über die mond hellen Wiesen.

Und dann plötzlich schlug sie beide Hände vors Gesicht und fing bitterlich zu weinen an.

„Elsbeth, was ist dir?“ rief er erschrocken.

Sie wankte, ihre weiche Gestalt erbehte in lautlosem Schluchzen.

„Elsbeth, kann ich dir nicht helfen?“ bat er.

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Laß nur,“ preßte sie hervor, „es ist gleich vorüber.“

Sie versuchte weiterzuschreiten, aber die Kräfte versagten ihr. Aufseufzend ließ sie sich an einem Grabenrain ins feuchte Gras nieder-sinken.

Er blieb vor ihr stehen und schaute auf sie nieder. „Ausweinen lassen,“ das war die Regel, die er schon oft im Leben erprobt hatte. — All sein Bangen war von ihm gewichen. Hier gab es etwas zu trösten, und im Trösten war er Meister.

Als sie sich ein wenig beruhigt hatte, setzte er sich neben sie und sagte leise: „Willst du nicht dein Herz ausschütten, Elsbeth?“

„Ja, das will ich“, rief sie, „hab' ich doch drauf gewartet volle drei Jahre lang. So lange hab' ich's mit mir herumgetragen, Paul, und bin fast erstickt unter der Last, und hab' keinen Christenmenschen gefunden, dem ich's hätt' anvertrauen können. Unten in Italien, auf dem schönen Capri, wo alles lacht und jubelt, da bin ich oftmals mitten in der Nacht ans Meer runtergeschlichen und hab' aufgeschrien in meiner Qual, und bin morgens wieder zurückgekehrt und hab' gelacht, mehr noch als die andern, denn die Mutter — o Mutter — Mutter!“ rief sie, auf's neue laut aufschluchzend.

„Sei ruhig, du hast ja jetzt mich, dem du's sagen kannst,“ flüsterte er ihr zu.

„Ja, dich hab' ich — dich hab' ich,“ preßte sie hervor und lehnte das Gesicht gegen seine Schulter. „Sieh, das hab' ich immer gewußt; aber was half's mir? — Du warst ja weit weg — und oftmals war ich auch nahe daran, dir zu schreiben, aber ich fürchtete, du seiest mir fremd geworden und würdest es übel aus-

legen... Und seitdem wir wieder zurück sind, hab' ich nur einen Gedanken: Ihm mußt du dich anvertrauen, er ist der einzige, der den Kummer kennt — er wird dich verstehen."

"Sag, was ist's, Elisabeth?" bat er.

"Sie muß sterben!" stieß sie laut aufschreiend hervor.

"Deine Mutter?"

"Ja!"

"Wer hat dir das gesagt?"

"Der Professor in Wien, von dem sie sich untersuchen ließ. Ihr hat er ein vergnügtes Gesicht gemacht und gesagt: Wenn Sie sich schonen, können Sie hundert Jahre alt werden, aber hinterher hat er mich holen lassen und hat mich gefragt: Sind Sie stark, mein Fräulein, können Sie die Wahrheit vertragen? — Ich bitte Sie darum, hab' ich geantwortet. Ihnen muß ich's anvertrauen, sagte er da, denn Sie sind die einzige, die hier über ihr wacht. Und darauf hat er mir mitgeteilt, daß sie jeden Tag wegsterben könne —, wenn nicht — und dann hat er mir eine Menge Maßregeln an die Hand gegeben, die sie alle beobachten muß, mit Essen und Trinken und Klima und Gemütsaufregung und mehr noch. Sieh, seit diesem Tage zittere ich um sie von früh bis spät und Sorge und wache und finde keine Ruh'. Manchmal kommt's dann über mich, daß ich mir sage: Du bist jung und willst leben, und dann versuch' ich zu jubeln und zu singen, aber der Ton erstickt mir in der Kehle, und ich sinke wieder zusammen. Freilich, der Mutter muß ich ein fröhliches Gesicht zeigen und dem Vater auch."

"Aber warum hast du dich ihm nicht anvertraut?" fiel er ihr ins Wort.

"Soll auch sein Leben vergiftet werden?" erwiderte sie. "Nein, lieber trag' ich's für mich allein, als daß ich auch ihn leiden sehen sollte. Er ist heiteren Gemütes und hängt an ihr mit seiner ganzen Seele — sonst ist er wohl manchmal heftig und aufbrausend, nur ihr hat er noch kein böses Wort gesagt — laß ihn hoffen, solange er's vermag — ich verrat's ihm nicht."

Sie stützte den Kopf in beide Hände und starrte vor sich hin.

Ihm fiel das Märchen seiner Mutter ein. "Frau Sorge, Frau Sorge," murmelte er vor sich hin.

"Was sagst du da?" fragte sie und sah ihn mit großen, trostverlangenden Augen an.

"Ach, nichts," erwiderte er mit einem traurigen Lächeln, "ich wollte, ich könnte dir helfen."

"Wer könnte das wohl?"

"Und doch kann ich's vielleicht," sagte er, "es hat dir nur einer gefehlt, mit dem du dich aussprichst. Du bist gar nicht so übel daran, wie du denkst — zwar dich hat die Frau Sorge auch gesegnet —"

"Was heißt das?" fragte sie.

Und darauf erzählte er ihr den Anfang jenes Märchens, so gut er's im Gedächtnis behalten hatte.

"Und wie erlöst man sich von diesem Segen?" fragte sie dann.

"Ich weiß es nicht", erwiderte er, "die Mutter hat mir das Ende des Märchens niemals erzählen wollen. Ich glaube auch nicht, daß es eine Erlösung gibt. Solche Menschen wie wir, die müssen gutwillig auf das Glück verzichten, und wenn es ihnen noch so nahe ist, sie sehen es nicht — es kommt ihnen immer was Trübes dazwischen. Das einzige, was sie können, ist, über dem Glück der andern zu wachen und zu sorgen, daß es ihnen so gut wie möglich gehe."

"Ich möchte aber auch ein bißchen glücklich sein," sagte sie, die Augen treuherzig zu ihm aufschlagend.

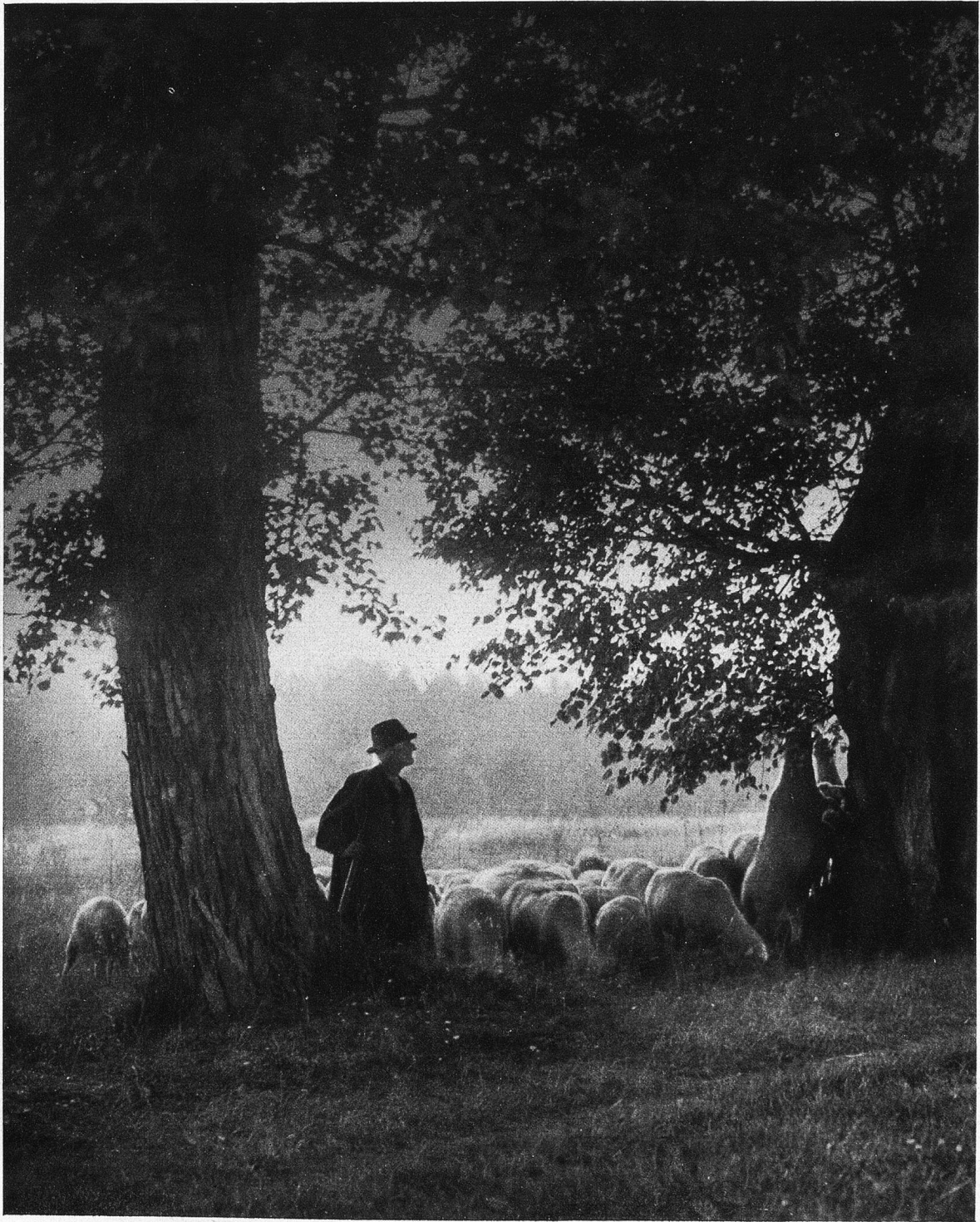
"Ich wünschte, ich wäre so glücklich wie du," erwiderte er.

"Hätt' ich nur nicht immer Angst," klagte sie.

"Die Angst — mit der mußt du dich schon befreunden — die hab' ich mein Lebtag gehabt, und wenn ich nicht wußte, warum? so hab' ich mir rasch einen Grund zurecht gemacht. Es ist auch gar nicht so schlimm damit — wenn man die Angst nicht hätt', man würd' ja nicht wissen, warum man lebt. — Aber denk nur einmal nach, wie zufrieden du sein kannst: du siehst lauter fröhliche Gesichter um dich, die Mutter fühlt sich glücklich, trotz allem Leiden — das tut sie doch?"

"Ja, Gott sei Dank", sagte sie, "sie ahnt gar nicht, wie schlimm es mit ihr steht."

"Na, siehst du! — Und der Vater ahnt es ebensowenig; keine Sorge drückt sie, sie lieben sich und lieben dich auch, kein böses Wort fällt zwischen euch — und wenn die Mutter einmal die Augen zumacht, so wird sie's vielleicht im Lächeln tun und wird sagen können: ich bin doch immer recht glücklich gewesen! — Sag mal — kannst du mehr verlangen?"



„Heimwärts“.

„Aber sie soll nicht sterben!“ rief Elisabeth.
 „Warum nicht?“ fragte er, „ist der Tod denn so schlimm?“

„Für sie nicht — aber für mich.“

„Auf einen selber kann es da nie ankommen,“ erwiderte er, die Lippen hart zusammenpressend, „man muß eben sehen, wie man mit sich fertig wird. — Der Tod ist nur dann schlimm, wenn man sein Lebtag auf das Glück gewartet hat, und es ist nicht gekommen. Da muß einem zumute sein, wie wenn man hungrig von einem reichbesetzten Tisch aufsteht, und das möcht' ich jedem Menschen ersparen, den ich lieb habe. — Sieh mal, ich hab' auch eine Mutter, — die hat auch mal glücklich sein wollen und möcht' es jetzt noch gar zu gerne, — ich bin der einzige, der ihr die Sorge vom Halse schaffen könnte, und ich bin nicht imstande dazu. Was meinst du, wie mir da zumute sein muß? Ich seh' wie sie alt wird in Gram und Not... ich kann die Runzeln zählen auf ihrer Stirn und ihren Backen... ihr Mund fällt ein, und ihr Sinn wird lang... sie spricht schon lange kein lautes Wort mehr, stiller wird sie von Tag zu Tag... und so still wird sie eines Tages wegsterben... und ich werd' dastehen und werd' sagen: du bist schuld daran, du hast ihr nicht einen einzigen Tag des Glückes bereiten können.“

„Armer Mensch du“, flüsterte sie, „kann ich dir gar nicht helfen?“

„Niemand kann mir helfen — solange der Water —“ er hielt inne, erschrocken über den Lauf seiner eigenen Gedanken.

Beide schwiegen. — Lange saßen sie regungslos da, die zwanzigjährigen Häupter sorgenvoll in die Hände gestützt. Das Mondlicht lag silbern auf ihren Haaren, die der weiche Heidewind leise tändelnd bewegte.

Dann fuhr ein Wolfenschatten über sie hin. Sie erbehten beide.

Ihnen war zumute, als breitete jene traurige Fee, die sie „Frau Sorge“ nannten, den düstern Fittich über sie.

„Ich will nach Hause,“ sagte Elisabeth, sich erhebend.

„Geh mit Gott,“ antwortete er feierlich.

Sie ergriff seine beiden Hände. „Hab Dank,“ sagte sie leise, „du hast mir sehr, sehr wohlgetan.“

„Und wenn du mich wieder brauchst —“

„So komm' ich dir zu pfeifen,“ erwiderte sie lächelnd.

Und dann schieden sie.

Wie im Traume schritt Paul durch den finsternen Wald.

Die Fichten rauschten leise... auf dem grauen Moose tanzten die Mondenstrahlen.

„Es ist doch seltsam“, dachte er, „daß sie mir alle ihr Leid klagten,“ und er folgerte daraus, daß er von allen der Glücklichste wäre.

„Oder der Unglücklichste,“ fügte er nachdenklich hinzu, doch dann lachte er geheimnisvoll und warf die Mütze in die Luft.

Als er auf die helle Heide hinaustrat, bemerkte er, wie zwei Schatten vor ihm herhuschten und in der nebligen Ferne verschwanden.

Gleich darauf hörte er es hinter sich in den Wacholderbüschen knacken.

Rasch wandte er sich um und sah ein zweites Schattenpaar, das hinter einem Busche in die Erde sank.

„Die ganze Heide scheint lebendig heute,“ murmelte er, und lächelnd fügte er hinzu: „Freilich, es ist ja Johannisnacht!“

Bald nach ihm kamen mit wirren Haaren und erhitzten Gesichtern die Zwillinge nach Hause. Sie erklärten, der Pfarrer habe ihnen bis Mitternacht Karten gelegt. Sie würden demnächst einen Mann bekommen.

Sichernd schlüpfen sie in ihre Schlafzimmer.

12. Kapitel.

Der alte Menzhöfer schwamm in lauter Glück. Die Zusage des reichen Douglas, sich an seinem Unternehmen zu beteiligen, hatte seine Aussichten plötzlich zu schwindelnder Höhe steigen lassen. Die Ohren, die sich ihm bis dahin verschlossen hatten, begannen begierig seinen Auseinandersetzungen zu lauschen, und in den Gasthäusern, in denen er bis dahin mit halb spöttischem, halb mitleidigem Lächeln empfangen worden war, galt er nun als großer Mann.

„Mit seinem halben Vermögen will er hineinspringen“, so erzählte er; „wir sind bereits mit Vorsig in Berlin in Verbindung getreten, der uns die nötigen Maschinen liefern will; aus Oldenburg haben wir uns einen technischen Direktor verschrieben, und tagtäglich kommen Anfragen an uns, zu welchem Preise wir die Million Torfziegel abgeben wollen.“

Die Folge davon war, daß man ihn drängte, mit der Emission der Aktien zu beginnen. Und wenn man sich um ihn scharte und ihn bat,

jedem soundsoviel Stück zu sichern, warf er sich hochmütig in die Brust und meinte, sie würden wahrscheinlich in festen Händen bleiben.

Zu Hause beschäftigte er sich damit, die Kopfzeichnung für die Briefbogen der künftigen Firma zu entwerfen, und in allen seinen Taschen klimperte das geborgte Geld.

Vier Wochen waren seit jener Johannisnacht verfloßen, da wurden aus Helenental zwei Einladungskarten abgegeben, eine für Herrn Mehhöfer junior und die andre für die jungen Damen.

„Zum Gartenfest,“ hieß es darin.

„Aha, man buhlt schon um unsere Gunst“, rief der Alte, „die Ratten riechen den Speck.“

Paul ging mit seiner Karte, die Elisabeths Handschrift trug, hinter den Heuschaber und studierte die Buchstaben in aller Einsamkeit wohl eine Stunde lang.

Dann stieg er in seine Giebelstube empor und stellte sich vor den Spiegel.

Er fand, daß sein Bart an Umfang zugenommen hatte und nur an den Backen noch spärliche Stellen aufwies.

„Es wird sich machen,“ sagte er in einem Anfall von Eitelkeit, doch als er sich nun lächeln sah, wunderte er sich über die tiefen, traurigen Falten, die sich von den Augen an der Nase vorbei bis zu den Mundwinkeln herabzogen.

„Falten machen interessant,“ tröstete er sich.

Von dieser Stunde an war er ausschließlich mit dem Gedanken beschäftigt, welche Rolle er auf dem Feste wohl spielen würde. — Er übte sich vor dem Spiegel einen schulgerechten Büchling ein, besah allmorgendlich seine Sonntagskleider und suchte die Schabigheit des Rockes durch ein Überbürsten mit schwarzer Farbe zu vermindern.

Die Einladung hatte eine ganze Revolution in seinem Geiste hervorgerufen. Sie war ihm ein Gruß aus dem gelobten Lande der Lust, das er wie Moses sonst nur von ferne gesehen. Und nicht umsonst war er zwanzig Jahre alt.

Der Tag des Festes kam heran.

Die Schwestern hatten ihre weißen Mullkleider angezogen und dunkle Rosen ins Haar gesteckt. Sie tänzelten vor dem Spiegel auf und nieder und fragten einander: „Bin ich schön?“ — Und obwohl sie die Frage gern bejahten, so ahnten sie doch kaum, wie schön sie waren. — Die Mutter saß in einem Winkel, sah ihnen zu und lächelte.

Paul rannte beklommen hin und her, — innerlich verwundert, daß ein so frohes Ereignis einem so große Angst bereiten könne. — Er hatte sich in letzter Stunde allerhand schöne Reden einstudiert, die er auf dem Feste zu halten beabsichtigte: über Menschenwohl, über Torfkultur und über Heines Buch der Lieder. Man sollte schon sehen, daß er imstande war, sich mit Damen liebenswürdig zu unterhalten.

Die offene Chaise, ein Überbleibsel aus der verfloßenen Herrlichkeit, führte die Geschwister zum Feste. Den Rückweg wollten sie zu Fuß machen. —

Bei der Auffahrt bemerkte Paul über den Gartenzaun hinweg hellfarbige Kleider durch die Gebüsche flirren und hörte ein Richern von lustigen Mädchenstimmen. Seine unbehagliche Stimmung wuchs dadurch um ein bedeutendes.

In der Veranda empfing sie Herr Douglas mit einem fröhlichen Lachen. Er kniff die Schwestern in die Wangen, klopfte ihn selber auf die Schulter und sagte: „Nun, junger Rittersmann, heut werden wir uns die Sporen verdienen.“

Paul drehte seine Mütze in der Hand und brach in ein einfältiges Lachen aus, über das er sich selber ärgerte.

„Nun allons zu den Damen!“ rief Douglas, nahm die Schwestern unter die Arme, und er selber mußte hinterdrein trotten.

Das Richern kam näher und näher — auch lustige Männerstimmen schallten darein — ihm war zumute, als sollte er geköpft werden. Und dann legte es sich wie ein Flor vor seine Augen — undeutlich gewahrte er eine Fülle fremder Gesichter, die aus Wolken heraus ihn anstarrten. — Seine Rede über die Torfkultur fiel ihm ein, aber damit war in diesem Augenblicke nichts zu machen.

Dann sah er Elisabeths Antlitz in dem Nebel auftauchen. Sie trug eine Brosche mit blauen Edelsteinen und lächelte ihn freundlich an. Trotz des Lächelns war sie ihm nie so fremd erschienen wie in diesem Augenblicke.

„Herr Paul Mehhöfer, mein Jugendfreund,“ sagte sie, ihn bei der Hand nehmend, und führte ihn herum. Er verbeugte sich nach allen Seiten und hatte ein unbestimmtes Gefühl, als ob er sich lächerlich mache.

„He — da ist auch mein Musterknabe,“ rief des Betters lustige Stimme, und alle Damen ficherten.

Darauf hieß man ihn sich niedersetzen und bot ihm eine Tasse Kaffee.

„Mama hat sich ein wenig hingelegt,“ flüsterte Elisabeth ihm zu, „sie ist nicht wohl heute.“

„So,“ sagte er und lächelte albern dazu.

Better Leo hatte einen Kreis von jungen Damen um sich versammelt und erzählte ihnen die Geschichte von einem jungen Referendar, der so gern Süßes gegessen habe, daß er beim Anblick einer Tüte Pralinees, die er nicht haben durfte, zum Zuckerhut erstarrt sei. Darüber wollten sie sich vor Lachen ausschütten.

„O könntest du doch auch solche Geschichten erzählen!“ dachte Paul, und da ihm nichts Besseres einfiel, aß er ein Stück Kuchen nach dem andern.

Die Schwestern waren sofort von ein paar fremden jungen Herren in Beschlag genommen worden, denen sie dreist in die Augen lachten, während die schlagfertigsten Antworten ihnen aus dem Munde sprudelten.

Die Schwestern erschienen ihm plötzlich wie Wesen aus höheren Welten.

„Wir wollen jetzt ein schönes Spiel spielen, meine Damen,“ sagte Better Leo, indem er die Knie übereinanderschlug und sich nachlässig in den Sessel zurücklehnte. „Das Spiel heißt ‚Körbe kriegen!‘ Die Damen gehen einzeln spazieren und die Herren auch. Der Herr fragt die ihm begegnende Dame: ‚Est-ce que vous m'aimez?‘ und die Dame antwortet entweder: ‚Je vous adore,‘ dann wird sie seine Frau, oder sie gibt ihm stillschweigend einen Korb. — Wer die meisten Körbe bekommt, erhält eine Zipfelmütze, die er den Abend über tragen muß.“

Die Damen fanden das Spiel sehr lustig, und alle erhoben sich, um es sofort ins Werk zu setzen. Auch Paul stand auf, obwohl er am liebsten in seinem dunkeln Winkel sitzen geblieben wäre.

„Wie mag das fremde Wort nur heißen?“ fragte er sich; er hätte sich gern bei einem der Herren erkundigt, aber er schämte sich, seine Unwissenheit zu verraten und so seinen Schwestern Schande zu machen. Elisabeth war mit den andern Mädchen auf und davon gegangen, ihr hätte er sich noch am liebsten anvertraut.

So schlich er trübselig den andern nach, doch als er die erste der Damen sich entgegenkommen sah, war die Angst in ihm so groß, daß er rasch vom Pfade abbog und sich im dicksten Gebüsch verbarg.

Dort war ein Stücklein Wildnis, wie im tiefen Walde. Nessel und Farnkraut erhoben ihre schlanken Stauden, und die unheimliche Wolfsmilch stritt mit breitblättrigen Kletten um die Oberherrschaft. In diesem Blättergewirr kauerte er nieder, stützte die Ellbogen auf die Knie und dachte nach.

Also das nannten die Menschen sich amüsieren? Es war gut, daß er's einmal kennen lernte, aber gefallen wollte es ihm nicht. Zu Hause war's jedenfalls hübscher — und zudem, wer konnte wissen, ob die Mägde zur rechten Zeit mit dem Säten fertig geworden — ob der Torf nicht allzu feucht in Haufen gebracht worden war? ... Es gab so viel daheim zu tun, und er trieb sich herum und ließ sich auf törichte Spiele ein wie ein Hansnarr ... Wenn nicht Elisabeth gewesen wäre ... aber freilich, was hatte er von ihr? ... Wie sie ihn anlächelte, so lächelte sie jeden an, und wenn gar Better Leo seine Scherze begann ... Wie feck er tat, wie er ihnen allen schmeichelte! Oh, die Welt ist schlecht, und falsch sind sie alle, alle!

Er hörte von den Pfaden her seinen Namen rufen, aber er schmiegte sich nur um so enger in sein Versteck hinein. Hier war er wenigstens vor jedem Hohn geborgen. — Eine beklemmende Schwüle lastete in der Luft — schläfrig summende Hummeln schlichen am Erdboden dahin — ein Gewitter schien am Himmel zu stehen.

„Mir kann's recht sein“, dachte Paul, „ich hab' nichts zu verlieren, und — der Winterroggen ist drinnen.“

Draußen war es stille geworden — aus der Ferne könnte das Klirren von Glaskellern und Teelöffeln, und von Zeit zu Zeit mischte sich ein gedämpftes Lachen darein.

Paul hielt den Atem an. Je länger er in seinem Schlupfwinkel verharrte, desto beklommener wurde ihm zumute — schließlich kam er sich vor wie ein Schulbube, der sich vor der Züchtigung seines Lehrers verkriecht. Der Geruch der wuchernden Pflanzen wurde schärfer und quälender, ein übelduftender Dunst stieg von der feuchten Erde empor — wie ein fahler Nebel legte es sich vor seine Augen. — Stahlblaue Wolken wälzten sich am Himmel in die Höhe, fernab begann der Donner zu grollen.

„Das nennt sich nun Vergnügen,“ dachte Paul.

In den Zweigen erhob sich ein Krauschen. Schwere Tropfen klatschten auf die Blätter her-

nieder, da froh Paul, schein wie ein Verbrecher, aus seinem Versteck hervor.

Zubellndes Gelächter empfing ihn von der Veranda her.

„Dort kommt Lujust,“ rief einer der Herren leise. Der war in Berlin gewesen und hatte den Birkus gesehen. Und die andern stimmten ein.

„Meine geehrten Herrschaften“, schrieb Leo, auf einen Stuhl kletternd, „dieser Musterknabe, genannt Paul Menhöfer, hat sich in unverantwortlichster Weise dem Richtersprüche der Gesellschaft entzogen. Da er in seines Nichts durchbohrendem Gefühle voraussah, daß er die meisten der Körbe auf seinem unwürdigen Haupte vereinigen würde, so hat er sich in höchst verwerflicher Feigheit —“

„Ich weiß nicht, warum Sie mich so schlecht machen,“ sagte Paul gekränkt, der das alles für Ernst hielt.

Ein neues, ungeheures Gelächter antwortete ihm.

„Ich stelle also den Antrag, ihm zur Strafe für sein Verbrechen die Zipfelmütze zuzuerkennen und zu diesem Behufe einen Gerichtshof bilden zu wollen.“

„Bitte — ich nehme die Mütze auch so,“ antwortete Paul gereizt. — Er brauchte jetzt nur den Mund zu öffnen, um neue Heiterkeit zu entfesseln.

Feierlich wurde er mit der Schlafmütze gekrönt... Ich muß doch recht drollig aussehen, dachte er, denn alle wälzten sich vor Lachen. Nur die Schwestern lachten nicht, hochrot vor Scham blickten sie in ihren Schoß, und Elisabeth schaute ihn verlegen an, als wollte sie ihm Abbitte leisten.

„Lujust,“ ertönte es wieder leise aus dem Kreise der Herren.

Gleich darauf brach das Gewitter los. — In hellen Scharen flüchteten sie alle ins Haus. — Die jungen Damen verfärbten sich, die meisten hatten Angst vor dem Donner, und eine fiel sogar in Ohnmacht.

Leo schlug vor, man solle einen Kreis bilden, und jeder solle dann eine Geschichte zum besten geben... wem nichts einfalle, der müsse ein Pfand geben.

Man war's zufrieden. Das Los bestimmte die Reihenfolge, und einer der Herren machte den Anfang mit einer sehr lustigen Studentengeschichte, die er selber erlebt haben wollte.

Dann kamen ein paar der jungen Mädchen, die lieber Pfänder geben mochten, und dann wurde er selber aufgerufen.

Die Herren räusperten sich spöttisch, und die Mädchen stießen sich mit den Ellbogen an und kicherten. Da übermannte ihn sein Groll, und die Stirn in Falten ziehend, begann er aufs Geratewohl:

„Es war einmal einer, der so lächerlich war, daß man ihn bloß anzusehen brauchte, wenn man sich satt lachen wollte. Er selbst aber wußte nicht, wie das zuging, denn er hatte noch nie in seinem Leben gelacht...“

Es wurde ganz still in der Runde. Das Lächeln erstarrte auf den Gesichtern, und einer und der andre schaute zur Erde nieder.

„Weiter!“ rief Elisabeth, ihm leise zunicke. Ihn aber überkam die Scham, daß er es wagte, sein Innerstes vor diesen fremden Menschen bloßzulegen.

„Ich weiß nicht weiter,“ sagte er und stand von seinem Platze auf.

Diesmal lachte niemand, für eine Weile herrschte beklommenes Schweigen, dann kam das Mädchen, das zur Schatzmeisterin gewählt worden war, zu ihm heran und sagte mit einem artigen Knicks:

„So müssen Sie ein Pfand geben.“

„Gerne,“ erwiderte er, und löste seine Uhr von der Kette.

„Ein ungemütlicher Mensch,“ hörte er einen der jungen Herren leise zu seinem Nachbar sagen. Es war der, welcher zuerst den Tölpelnamen gerufen hatte.

Hierauf kam Leo an die Reihe, der eine sehr übermütige Anekdote zum besten gab, aber die Freude wollte nicht wieder in Fluß kommen.

Dumpf klatschte der Regen gegen die Fenster..., schwarze Wolfenschatten füllten das Zimmer..., es war, als ob die graue Frau durch die Luft hingeleite und mit ihrem düstern Fittich die jungen, lachenden Gesichter streife, so daß sie ernst und alt erschienen...

Erst als Elisabeth das Klavier öffnete und einen lustigen Tanz anstimmte, wurde der erstarrte Jubel wieder wach.

Paul stand in einem Winkel und sah sich das Treiben an. Man ließ ihn ganz in Ruhe, nur hin und wieder streifte ihn ein scheuer Blick.

Die Zwillinge rasten über den Tanzboden — ihre Locken flatterten, und in ihren Augen erglomm ein wildes Leuchten.

„Daß sie nur rasen“, dachte Paul, „sie müssen zeitig genug in den Jammer zurück.“ Aber daß es für sie keinen Jammer gab, daran dachte er nicht.

Als Elisabeth abgelöst wurde, trat sie zu ihm heran und sagte: „Du langweilst dich wohl sehr?“

„Nicht doch,“ sagte er. „Es ist ja alles neu für mich.“

„Sei fröhlich“, bat sie, „wir leben ja nur einmal!“

Und in diesem Augenblicke kam Leo auf sie zugestürzt, faßte sie um die Taille und jagte mit ihr davon.

„Sie ist dir doch fremd,“ dachte Paul.

Als sie wieder an ihm vorüberstreifte, raunte sie ihm zu: „Geh ins Nebenzimmer, ich will dir was sagen.“

„Was kann sie dir zu sagen haben?“ dachte er, aber er tat, wie sie ihm geheißten.

Hinter der Gardine halb verborgen wartete er, doch sie kam nicht. Von Minute zu Minute schwoll die Bitterkeit in seiner Seele höher empor. Seine schönen Reden über den Torfbau und Heines Buch der Lieder fielen ihm ein, und er zuckte höhnisch die Achseln über die eigene Dummheit. Ihm war zumute, als sei er im Lauf dieses Nachmittags um Jahre reifer geworden.

Und dann plötzlich kam ihm die Frage zu Sinn: Was hast du hier zu suchen? Was gehen dich die fröhlichen Menschen an, die lachen und einander gefallen wollen und gedankenlos in den Tag hineinleben? Ein Narr, ein Glender warst du, als du glaubtest, auch du hättest ein Recht, froh zu sein; auch du könntest werden wie sie.

Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Ihm war zumute, als verfühde er sich, wenn er noch eine einzige Minute an diesem Platze verweilte.

Er schlich sich in den Hausflur, wo seine Mühe hing.

„Sagen Sie meinen Schwestern,“ bat er das Dienstmädchen, das dort wartete, „ich ginge heim, um einen Wagen für sie zu besorgen.“

Wie erlöst atmete er auf, als die Haustür hinter ihm ins Schloß fiel.

Das Unwetter hatte sich gelegt — ein leiser Nachregen sprühte vom Himmel, kühlend fauste der Sturm über die Heide, und am Rande des Horizonts, wo eben das letzte Abendrot verglomm, zuckte aus glühroten Wolken das Leuchten des abziehenden Gewitters.

Als wäre die wilde Jagd hinter ihm her, so rannte er auf den regendurchweichten Wegen zum Walde, der sich mit friedbringendem Rauschen über seinem Haupte schloß. — Das feuchte Moos duftete, und von den Fichtennadeln sickerten leuchtende Tröpfchen hernieder.

Als er die Heide betrat und das väterliche Heimwesen in düsteren Umrissen vor seinen Blicken liegen sah, da breitete er die Arme aus und rief in den Sturm hinein:

„Hier ist mein Platz — hier gehör' ich her — und ein Schuft will ich sein, wenn ich mir noch einmal in der Fremde meine Freuden suche. Hiermit schwör' ich es, daß ich alle Eitelkeit abtun will und allem törichtem Streben entsage. Jetzt weiß ich, was ich bin, und was nicht zu mir paßt, das soll mir verloren sein. Amen!“

So nahm er Abschied von seiner Jugend und von seinem Jugendtraum.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Uehrchen.

In des Abends Dämmerlicht
Sitz ich, sehe nach der Stunde.
Friedlich ist der Uhr Gesicht;
Weise macht sie Rund um Runde,
Läßt sich nicht durch Glück betören,
Nimmt auch ernste Zeit nicht schwer;
Nichts kann ihren Gleichmut stören:
Oh, daß ich ein Uehrchen wär!

In des Abends Dämmerlicht
Schau ich der Uhr ins Herze.
Friedlich ist's da drinnen nicht:
Tick und tack, in Lust, im Schmerze,¹
Zwischen Hoffen und Verzagen
Schwingt's voll Unruh her und hin.
Dann auf einmal stockt dies Sagen: —
Weh, daß ich ein Uehrchen bin!

Jakob Guhl.